

«Planspiele» mit globaler Geste

Samuel Huntington: *Kampf der Kulturen*

Wenn eine Gruppe von Menschen – meist im geheimen – zusammenkommt und Pläne schmiedet, mit welcher Strategie den Problemen der Welt beizukommen und den eigenen Interessen am besten auf den ersten Rang zu verhelfen sei, dann nennt man das allgemein ein Planspiel. Ein groteskes vielleicht, wenn es um die Zukunft der Erde geht, ein beklemmendes ganz sicher, wenn es von einer Supermacht gespielt wird. Wenn ein Professor und Mitglied einer solchen Gruppe diese Gedanken auf die öffentliche Bühne trägt und über seine Ansichten betreffs den Gang oder Untergang der Welt im kommenden Jahrtausend ein vieldiskutiertes Buch schreibt – nicht ohne Handlungsanweisungen –, dann nennt man das den «Kampf der Kulturen». Der altgediente Professor ist Samuel Huntington, Stratege aus dem Weißen Haus, mit altväterlichem Äußeren und, wie sein Buch beweist, schon etwas betagten Ansichten.

Das betrifft, dies sei betont, keinesfalls seine fachliche Kompetenz, mit der er seine profund recherchierte Hypothese mit aller gebotenen akademischen Genauigkeit auf rund sechshundert Seiten darlegt. Seine Ausführungen sind solide Überlegungen eines intellektuellen Kalküls. Grau zwar, wie alle Theorie, aber solide. Altbekannte Begriffe tauchen bereits auf den ersten Seiten auf, scheinbar ohne näherer Erläuterungen zu bedürfen. Da spricht Huntington unverblümt vom «Westler», ein «Kulturkreis» wird zu einem mehr oder minder exakt absteckbaren «Gebiet» auf der Landkarte. Ob Afrika überhaupt eine eigene Kultur zugestanden werden kann, ist da nicht einmal sicher. Auch wenn Huntington eher die Unmöglichkeit betont, Kulturen und Zivilisationen auf der politischen Karte festzulegen, so tut er doch letztlich nichts anderes. Zu viel von den Besonderheiten eines diesen «Westlern» fremden Volkes verschimmt dabei zwischen fachtheoretischen Analysen. Unbedeutend wird, was religiösen Fanatismus motiviert, wichtig ist nur, daß es diese und diejenige Kultur ist, die zu ihm neigt, weil sie nun mal so ist und eben gerade nicht so wie wir. Ein technisch mangelfreies Machwerk – gegenüber der farbigen Lebendigkeit einer durch Völker und Rassen facettenreichen Welt leblos und blaß wie eine Schwarzweißfotografie.

Seine Theorie entbehrt jeglicher Differenziertheit gegenüber der geistigen Besonderheit eines Volkes in seinem jeweiligen kulturell unterschiedlichen Kontext und der spirituellen Wesenheit eines Individuums als Teilnehmer einer Gruppe, einer Rasse, einer Nation. Beide straft er sie, wenn nicht mit Verachtung, so mit quasi systematischer Ignoranz. Hinzu kommt, daß Huntingtons Akribie allzu oft in Detailverliebtheit abgleitet, innerhalb derer er sich selbst in den zahllosen «Wenn und Aber» der Realität zu verstricken scheint. So sieht er sich denn auch gezwungen, mehr als einmal in aller Deutlichkeit zu betonen, daß ein Vorhaben wie das seine – ein Paradigma für das zukünftige Weltgeschehen, eine globale soziale, politische, nicht zuletzt «futuristische» Landkarte zu erstellen – notwendig in gehörigem Maße von den tatsächlichen Gegebenheiten abstrahieren müsse, um ein Mindestmaß an Nutzen zu gewährleisten. Sinn und Zweck eines solchen Paradigmas könne es nicht sein, mit nostradamischer Sicherheit die globalpolitischen Kulturkämpfe der Zukunft zu prophezeien, sondern es müsse vielmehr dessen Ziel sein, eine Landkarte zu erstellen, die «zwar die Realität abbildet, diese aber zugleich in einer Weise vereinfacht, die für unsere Zwecke am geeignetsten ist».

friedigenden Versuchen fand er schließlich die richtige Arbeitszeit, in der er sich inspiriert zum Schreiben fühlte: morgens zwischen vier und acht Uhr, während der hellen Mondphasen (was ihn selbst überraschte, denn er war eher ein Spätaufsteher). Nach langen Monaten der Arbeit legte er schließlich einen ersten Teil seiner (englisch geschriebenen) Texte einer Gruppe von Ältesten und Tohungas vor. Lange lasen sie stumm in seinem Manuskript; er hielt die Spannung nicht mehr aus und verzog sich ins Nebenzimmer, um ihr Urteil abzuwarten. Endlich kamen sie herein: mit Tränen in den Augen vor innerer Bewegung, weil er den Geist ihrer alten Überlieferungen so gut getroffen hatte.⁷ Er selbst schreibt: «Dichter (poet), Berichterstatter (writer) und Geist (spirit) hatten sich verbunden.»

Barry Brailsford ist also Herausgeber, Autor und Übersetzer in einem. Die Authentizität seiner Texte liegt nicht in einer wortgetreuen Übersetzung der «Quellen», was Wissenschaftler sicher kritisch aussetzen haben werden. Seine Leistung ist vielmehr eine sinnvolle Zusammenfassung und Gliederung der um ein Vielfaches umfangreicheren «Rezitationen», die er mehrfach hören durfte, wobei seine «Auftraggeber» bescheinigen, daß er Sinn und Inhalt ihrer Überlieferungen zuverlässig wiedergibt. Wichtig ist, daß er aus eigenem Verstehen und Erleben diese Texte geschrieben und nicht nur äußerlich aufgenommene «Dokumente» ins Englische übersetzt hat. Die manchem Leser vielleicht dennoch fehlende Quellentreue wird mehr als aufgewogen dadurch, daß die von ihm gehörten Erzählungen von Anfang an, das heißt seit 67 Generationen (in einem anderen «Song» ist von 70 Generationen die Rede), wortwörtlich tradiert wurden, wie man den Texten selbst entnehmen kann.

Im nächsten Beitrag soll ein wenig vom Inhalt dieser alten Überlieferungen aus dem Südpazifik berichtet werden. Wir werden dabei eine staunenswerte «ökologische» Kultur kennenlernen, von Menschen, die Meister sind im Umgang mit den Lebenskräften der Natur.

[II. Teil in der nächsten Ausgabe]

¹ Ngatapuwa Trust, Christchurch 1994.

² Im englischen Original: *kete of knowledge*; im Glossar wird *ket* als «basket» übersetzt. Auch im Buddhismus kennt man den Ausdruck «Korb» in Verbindung mit Weisheit; man denke auch an den «Kessel» im keltischen Kulturkreis (s.a.: *Der keltische Kessel*, Verlag Urachhaus, Stuttgart 1991; oder der Kessel von Gundestrup, usw.).

³ Der Ausdruck *rahui* ist in diesem Buch auch nicht im Glossar übersetzt; in dem anderen zitierten Werk von Barry Brailsford (s. Fußnote 5) heißt es an einer Stelle: «rahui (= prohibition)». Die schlichte Übersetzung «Verbot» scheint mir aber nicht ganz glücklich, da es sich wohl mehr um einen «Bann», eine fast magisch wirksame Abwehr von unbefugtem Zutritt handelt.

⁴ «The time of sharing is upon us.»

⁵ Barry Brailsford: *Song of the Stone*, Hamilton, Neuseeland 1995

⁶ Ich sehe bei Brailsford einen großen Unterschied etwa zu den Schilderungen in *Traumfänger* von Marlo Morgan, die ja auch in dieser Zeitschrift («Goethen» Nr. 18/19 und 21, 1995) kontrovers diskutiert wurden. Mir scheint Morgans Buch eindeutig «fiction» zu sein, also eine rein literarische Produktion – vielleicht durchaus aufschlußreich zum Verständnis der Aborigines Australiens –, niemals aber die Frucht realer eigener Leiden und Erlebnisse bei einer barfüßigen Wanderung quer durchs australische Outback. Dafür schreibt die Autorin zu «charmant» und innerlich nicht wirklich bewegt, lediglich etwas sentimental der absolut heilen Welt der Aborigines nachtrauernd. Im übrigen kokettiert sie mit der Frage der Authentizität ihres Buches, und sicher ist nicht zufällig das letzte Wort im englischen Original «illusion». In Barry Brailsfords Buch dagegen lautet der letzte Satz bezeichnenderweise: «Who am I?» Für ihn wurde der mühsame Weg zum Verständnis der Kultur der alten Maori zu einer Suche nach sich selbst.

⁷ «The wairua [= Geist, Wesen] is there.»

Mit dieser Formulierung scheint Huntington zumindest teilweise in die von ihm selbst gegrabene Grube zu stolpern; denn was er tut, ist, die Realität auf die für seine «Zwecke» geeignetste Weise zu simplifizieren. Dabei wird eine Menge unterschlagen, fällt vieles unter den Tisch geopolitisch-weltmännischer Globalpolitik hoher Herren aus hohen Häusern. Da werden die Nationen und ethnischen Gruppen wie Einheiten auf dem Spielbrett von einer Ecke in die andere geschoben, bestenfalls reich an «kulturellem Erbe», drollig anzuschauen durch ihre unseren Wertesystemen so fremden Eigenheiten. Zu oft scheint der amerikanische Universalismus, auch von Huntington kritisch beleuchtet, mit im Spiel zu sein, wenn in der Realität entschieden wird, welches Land der Mißgunst «Uncle Sams» anheim fällt.

Huntingtons Geste, mit ihrem universalistisch-westlichen Unterton, ist so anmaßend groß wie sein Buch dick. Alle seine Ausführungen sind von einem «weißen» Beigeschmack begleitet, der den ungetrübten Genuß schon bald verleidet. Für Huntington ist der westliche Kulturkreis nun einmal weiß, so scheint es. «In dem größeren Kampf, dem globalen «eigentlichen» Kampf zwischen Zivilisation und Barbarei, sind es die großen Weltkulturen mit ihren großen Leistungen auf dem Gebiet der Religion, Kunst und Literatur, der Philosophie, Wissenschaft und Technik, der Moral und des Mitgefühls, die ebenfalls vereint marschieren müssen, da auch sie sonst getrennt geschlagen werden.» So weit so gut. Doch Huntingtons mehr als zahlreiche Bemühungen, jegliche Spekulationen über Sympathien mit dem westlichen Universalismus zu widerlegen, wirken gar zu gestellt. Aus dem Munde einer Persönlichkeit, die dem amerikanischen Präsidenten als einer der ersten strategischen Berater zur Verfügung steht, klingen sie fast absurd.

Es stellt sich die Frage, welche Richtung die vielgepriesene Globalisierung unter solchen Sternen einschlagen wird. Mehr noch, welche Tendenzen denn schon seit geraumer Zeit spürbar sind. Mit dem Wegfall des ehemaligen Klassenfeindes Sowjetunion sieht sich Amerika in der unliebsamen Position, seine Vormachtstellung politischer und militärischer Natur behaupten zu müssen und natürlich zu wollen – nur gegen wen? Zur Zeit des kalten Krieges war alles so einfach. Man wußte, wo man stand: entweder vor oder hinter dem Eisernen Vorhang. Nun ist alles anders geworden. Die Zivilisationen lernen sich kennen und das Fremde hassen. Huntington zitiert Michael Dibbins: «Ohne wahre Feinde, keine wahren Freunde! Wenn wir nicht hassen, was wir nicht sind, können wir nicht lieben, was wir sind.» Mir fällt dazu Benjamin Korn in der *Zeit* ein: «Die Menschen sind Maschinen des Vergessens. Nicht nur weil die Erinnerung versagt und alle, die das Grauen an der eigenen Haut erlebten, sterben – sondern weil Aggressionen unser Erbteil sind und wir nach Kämpfen, die unser Haßpotential entleeren, langsam wieder aufgeladen werden, bis wir Kriege brauchen: weil der Mensch den Haß, den er kriminell nicht ausleben darf, in einem kollektiven Ausleerungsprozeß namens Krieg verschütten muß und weil auf den Krieg der Pazifismus folgt wie der Hänger auf den Alkoholrausch.» Unvereinbare Positionen in einem allzu kohärenten Paradigma. Huntingtons Vorstellungen von dem, was Zivilisation und was Barbarei sei, sind zu klar. Da bleibt auch keine Zeit, im einzelnen Menschen auf die Suche nach Krieg und Frieden zu gehen; nur die globale Geste zählt.

Wie weit ist es mit der Weltpolitik schon jetzt gekommen, wenn vom Volk «abstrahiert» werden kann in steriler Laborantenmanier, bei denen die Reaktionen zweier Substanzen zählt, wenn sie aufeinandertreffen, deren vielschichtige Beschaffenheit aber zweitrangig ist. Sind ethnische Gruppen und die Völker und Nationen, zu denen sie gehören, Puppen auf der Bühne der Weltzukunft, und ist das State Department der

Regisseur dieses Stücks? Daß es in der Vergangenheit weitestgehend so war, ist niemandem verborgen geblieben und wurde angesichts der weltpolitischen Lage und den zahlreichen Krisenherden auch von vielen akzeptiert. Dennoch, wollen die Menschen lernen, gleichberechtigt miteinander umzugehen, dann ist darin kein Platz für eine «Supermacht». *Bijan Kafi*

Samuel Huntington: *Kampf der Kulturen – Clash of Civilizations*, Europaverlag, München 1996. 585 Seiten, DM 68,-.

Der Geschichtenerzähler Mario Vargas Llosa

Zum peruanischen Logbuch des Friedenspreisträgers

Der lateinamerikanische Romancier und Essayist Mario Vargas Llosa ist der aktuelle Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, der traditionell zum Abschluß der 48. Internationalen Buchmesse am ersten Oktobersonntag 1996 in der Frankfurter Paulskirche geehrt wurde als «ein Mann ungewöhnlicher Zivilcourage, der für seine Überzeugungen kämpft, daß Politik von Moral nicht getrennt werden kann». Mario Vargas Llosa ist zwar in erster Linie für sein literarisches Werk geehrt worden, das sich im deutschsprachigen Buchhandel glänzend verkauft, aber auch für sein politisches Wirken: «Mario Vargas Llosa hat Gleichheit und Gerechtigkeit als Bedingung des Friedens in das Zentrum seines erzählerischen und essayistischen Schaffens gestellt. Sein Lebenswerk ist das Plädoyer für eine «Kultur der Freiheit» und für «wahre Gerechtigkeit» als unerläßliche Grundlage für das Leben des Individuums wie der Gesellschaft.»

Dazu erschien seine halbe Autobiographie, genauer gesagt: sein peruanisches Logbuch mit dem leicht anmutenden Titel *Der Fisch im Wasser*. Die meisterliche Parallelführung von privaten und politischen Erinnerungen macht das Zeitgefälle dieses fast 700seitigen Buches dynamisch und erträglich.

Einerseits erzählt Mario Vargas Llosa sein wechselhaftes Leben: von der Wiege im südperuanischen Arequipa im Jahr 1936, den ersten zehn Jahren ohne seinen Vater sowie dessen plötzlichem Auftauchen bis hin zur Abnabelung und Überfahrt von Rio nach Europa als jungverheirateter zweiundzwanzigjähriger Madrid-Stipendiat mit Schreibobsessionen im Jahr 1958. Andererseits erörtert er die drei «gläsernen» Jahre der gescheiterten Präsidentschaftskandidatur in Peru von 1987 bis 1990. Diese beiden doch recht unterschiedlichen Lebensabschnitte werden – kapitelweise abwechselnd – in jeweils zehn Erzählstationen entwickelt.

Wer sich für diese politische Phase interessiert, die Kapitel mit den geraden Zahlen, der kann sich über den labilen Demokratisierungszustand Perus und die jüngeren politischen Wirren ein zuverlässiges Bild machen. Über den damit zusammenhängenden Fujimori-Putsch vom 5. April 1992 hat Vargas Llosa einen «Nachsatz» angehängt. Wer sich aber mehr von seiner persönlichen Herkunft mit dem bolivianischen Intermezzo und der familiären Vorgeschichte bis zu seiner ersten Ehe mit Tante Julia verspricht, der kann sich in den Kapiteln mit den ungeraden Zahlen seiner Kindheit, Jugend und Studienzeit in Peru widmen. Das neue Buch von Mario Vargas Llosa hält spannungsreiche und auch ernsthafte Unterhaltung bereit, egal ob getrennt und nacheinander oder alles parallel gelesen wird.

Die sich überlappenden früheren und erst unlängst ereigneten Stories haben nachhaltig miteinander zu tun, denn sie